

Zeitschrift: Jahrbuch vom Thuner- und Brienzersee
Herausgeber: Uferschutzverband Thuner- und Brienzersee
Band: - (1995)

Artikel: Vor 70 Jahren im Allmithaus geboren
Autor: Am Acher, Paul
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1096819>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 24.03.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Vor 70 Jahren im Allmithaus geboren

Bedächtig dreht er zum Abschliessen den Schlüssel der Haustüre, zieht ihn aus dem Schloss, behält ihn in der Hand, steckt diese in die Tasche seines grünen Lodenmantels, lässt ihn aber dann doch in die Tasche fallen, nimmt die Hand noch einmal aus dem Mantelsack, streicht damit über die Brust, um sich zu vergewissern, ob er in seiner Brusttasche das Büchlein, auf das er an diesem Abend angewiesen ist, tatsächlich nicht vergessen hat. Erst jetzt geht er ruhig mit bedächtigen Schritten die wenigen Stufen zur Burghaldestrasse — vielleicht könnte man auch das keltische Wort «Burch» oder «Burech» gebrauchen und «Burchhaldenstrasse» sagen — hinauf, die ihren Namen von den dicken Mauern hat, welche von der Burg zu Oberhofen stammen, die oben auf dem Hügel gestanden hat, und wahrscheinlich der erste Herrschaftssitz des Ortes war. Die Herren liessen von dort oben einen unterirdischen Stollen graben, der durch den Berg hinunter bis in die Nähe des Thunersees zum Schloss führte, in späteren Jahren wagemutigen Buben als Geheimgang und Mutprobe diente und für sie ein delikates und gruseliges Abenteuer bedeutete. Um diesen Herrensitz gibt es noch heute Rätsel, weil niemand genau weiss, wie das Gebäude vernichtet wurde. Man hat nur die vage Annahme, dass diese Burg etwa ums Jahr 1200 zerstört worden sein könnte. Im Volksmund wird gemunkelt, dass es die Stadtberner gewesen sein sollen, die den Wehrturm zu einer Ruine verschandelten.

Heute ist der Mann mit dem zerfurchten Gesicht, wo sich Lachfalten und Sorgenfalten reihen, den weissen Wuschelhaaren und dem übermütigen Backenbart froh, dass er sich nicht zu beeilen braucht. Er ist etwas müde, weil er den ganzen Tag auf dem Beatenberg mit einem geflochtenen Weidenkorb unterwegs war, den frischen, aber doch noch angenehmen Herbsttag ausnützte, um vor dem Wintereinbruch die letzten Pilze zu sammeln. Er gibt es sich selber nicht gerne zu, aber trotzdem hat er in seinem Innersten beschlossen, beim Gehetze und Gejage der hektischen Zeit nicht

mehr vollumfänglich mitzuhalten, seit er in der Herzgegend nun schon des öftern ein krampfhaftes Stechen und beengendes, beklemmendes Würgen wahrgenommen hat und dadurch hie und da zum Stehen gezwungen wurde, um zu verschnaufen, Ruhe zu finden und sich zu sammeln, um neue Kräfte aufzubauen.

Nach wenigen Schritten mündet die Strasse in eine historische Gasse des Ortes, in die steile Länggasse, die von hoch oben, von der Allmit, bis hinunter ins Dorf führt, wo früher eine Mühle stand, die beim Dorfbrand anno 1864 verbrannte. Diese Gasse liegt in einer Hohlkehle von zwei bis drei Metern Tiefe und ist mit Kopfsteinpflaster (Bsetzi) ausgeschlagen, weil sie früher der Holzerei diente. Auf diesem direkten Weg kam mancher Burgernutzen in Form von Holz, aber auch Streulaub für den Stall, auf Holzschlitten von der früheren Allmend, die nach dem Dorfbrand parzelliert wurde, ins Dorf. Dort, am Riderbach, wo früher die Mühle stand, errichtete der Baumeister Johann Frutiger seinen ersten Geschäftssitz und baute eine Säge. Die Länggasse eignete sich vorzüglich, um die Baumstämme, die mit Pferden aus den Burgerwäldern auf die Allmit gezogen und geschleift wurden, ins Tal zu befördern. Es war gut durchdacht, die Säge gerade da unten zu errichten. Wie und wo gab es billigere Transportmöglichkeiten? Besonders im Winter eignete sich dieser Transportweg, weil da und dort noch etwas Quellwasser in die Gasse floss und diese vereiste. Stellenweise half man mit Wasser nach, um eine perfekte Rutschbahn zu erhalten, in der die Holzstämme mit gewaltigem Tempo zu Tale sausten. Diese Arbeit war ein gefährliches Unternehmen, das unbeaufsichtigt vonstatten ging. Bis vor die Säge glitten die Bäume mit Getöse und lautem Knallen, und hie und da machte sich einer selbständig und jagte aus der Bahn. Aus diesem Grunde galt für die Kinder ein strenges Verbot, diese Gasse zu betreten, sei es für den Schulweg oder als Schlittelweg. Nachdem das dreizehnjährige Mädchen Edeltraut Weiss am 26. Januar 1926 von einem herabsausenden Baumstamm, der in einer Kurve aus seiner Bahn schoss, erschlagen wurde, hatten sowohl Eltern wie auch Kinder aus begreiflichen Gründen grossen Respekt vor diesem Weg.

In der gut erhaltenen, geradezu kunstvoll gebauten steilen Gasse, mit ihren runden Natursteinen, die durch die Jahrzehnte hin und wieder mit wenigen Steineinpassungen repariert wurde, schreitet der Mann in seinem

Mantel zwischen den Gassenmauern, die bergseits von herabhängenden Gartenblumen überwuchert sind, abwärts dem Dorfe zu und bleibt auf einmal wie angewurzelt stehen. Wenige Meter vor ihm sprang eben eine Katze auf den Weg, die, ebenfalls erschrocken und überrascht, mit gesträubtem Schwanz und einen Buckel formend, stehen bleibt. In ihrer Schnauze trägt sie eine grosse Maus, die noch zu atmen scheint. Bewegungslos schauen sich Katze und Mann in die Augen, und es scheint, dass beide Teile vom Anblick des andern überrascht sind. Die beiden schauen sich an, als ob sie beide diese Maus haben und besitzen wollten, als ob diese Maus etwas Grundlegendes, etwas Existenzielles beinhalte. Ein wortloser Machtkampf droht sich zwischen den beiden anzubahnen. Die Blicke verraten Angst, Verlust um das gefährdete Ego, zudem kündigt der Überlebenstrieb vom Willen, dass man diese Maus mit dem hängenden Schwanz besitzen, als sein Eigentum beanspruchen will und um keinen Preis von ihr ablässt und sie hergibt. Mit jedem Pulsschlag aller drei Lebewesen, die sich in der Länggasse unfreiwillig begegnen, geht es irgendwie bewusst oder unbewusst um Sein, um Verderb und Tod. Es sind Momente des absolut nackten Lebens, der Bedrohung, des Hasses, des Neides, aber auch um die Hoffnung auf Glück, Zuversicht und Freiheit, die sich eingrenzt, einengt und einkreist auf diese Maus, die gefangen zwischen den Katzenszähnen festgehalten, und dort so leicht und schnell nicht losgelassen wird. Wer schon gibt seinen Besitz, sein Eigentum freiwillig und ohne Kampf her? So muss man sich also entweder bereit machen zur Flucht, oder zum Kampf, weil an eine Kapitulation in dieser Situation überhaupt nicht zu denken ist. Diese Maus besitzen oder behalten, sie für sich, für sich ganz alleine zu haben, um sich selber sagen zu können: «Das ist meine Maus, sie gehört mir, mir ganz alleine».

Der Mann fühlt, dass er mit der Katze dieses Prachtsexemplar von Maus nicht teilen kann. Dass sie nie und nimmer einwilligen würde, die Maus auch nur für einen Bruchteil einer Sekunde aus ihrer Schnauze herzugeben, um ihr den Schwanz abschneiden zu lassen, diesen Schwanz, den sie ja eh nicht fressen würde, der aber ein kleines Vermögen darstellt. Diese Katze hat nicht den gleichen Charakter wie das langhaarige, vierfarbene Kätzchen mit dem weissen Fleck im Brustfell, welches die Eltern in seiner mäusereichsten Jugendzeit hatten, damals, als er als Bub hoch über dem Thunersee auf der Allmit mit Mäusefang sein Sackgeld und weit mehr dar-

über hinaus verdiente. Das war eine Katze mit einem Charakter aus purem Gold! Hatte das Tier eine Maus gefangen, was überaus häufig vorkam, trug sie diese unter das Haus, miaute mit lieblichem Lockruf und teilte so mit, dass ihr das Jagdglück hold gewesen war. Daraufhin wurde es in den Zimmern, wo die Kinder schliefen, lebendig. «D'Chatz hed e Muus, ds' Zwenzgi isch miis, d'Chatz hed e Muus», tönte es durchs Allmithaus, und im gleichen Moment rannte auch schon ein Kind zum Haus hinaus, zwischen den Dahlien des Gartens zur Katze. Diese liess es mit der grössten Selbstverständlichkeit zu, dass ihr die Maus aus dem Maul oder aus den Krallen genommen wurde, um ihr mit dem Taschenmesser, der Axt oder einem spitzen Stein den Schwanz vom Leibe zu trennen. Geduldig sah sie der Zeremonie zu, wohlwissend, dass sie danach gestreichelt, gelobt und gerühmt wurde und die Maus schwanzlos wieder zum Fressen erhielt. Das war Freundschaft in Vollendung. Da ging das Nehmen und Geben, welches den Grundstock im Leben bildet, vollumfänglich auf. Bauernidylle wie in einem Märchen beschrieben, gelebt in einer realen Selbstverständlichkeit. Wie anders kann man die Beziehung von Mensch und Tier näher und tiefer erfahren?

Der Katze auf dem Kopfsteinpflaster, mit ihrem buschigen Schwanz und dem egoistischen, hasserfüllten Leuchten in den Augen, fehlt die Bereitschaft zum Geben und Teilen. Raffgierig und selbstherrlich hat sie sich den Menschen angepasst und hält darum die Maus verbissen, kämpferisch, voller Stolz, Neid und Angst zwischen ihren todbringenden Zähnen.

Seit Menschengedenken sind die Familien der Haus-, Feld- und Schermäuse unbeliebt und unerwünscht auf dieser Welt. Die kleinen Wühler und Fresser sind auf dem blauen Globus überall heimisch und bekannt als Erzfeinde der Bauern. Wegen ihrer Nagezähnen, der Fressgier und Sexualfreudigkeit und der nur dreiwöchigen Tragzeit sind sie verachtet und gefürchtet. Ihre massenhafte Verbreitung soll mit der einstigen Ausdehnung des Getreideanbaus zusammenhängen. Der Schaden, welchen Mäuse der Landwirtschaft und den Gartenbesitzern zufügte, ging in den Dreissigerjahren dieses Jahrhunderts ins Unermessliche, und man befürchtete durch die explosionsartige Vermehrung eine regelrechte Katastrophe, wenn nichts gegen den sandfarbenen und fahlgrauen Kleinsäuger unternommen würde. Die natürlichen Feinde wie Fuchs, Elster, Igel, Mäusebussard, Wiesel, Hermelin, Mauswiesel, Schleiereule, Waldohreule oder Turmfalke

vermochten den gefürchteten Schädling nicht zur Genüge zu dezimieren, und so kam es zu einer verheerenden Mäusepopulation des sich bekanntlich rasch vermehrenden Nagetieres, das in Wiesen und Weiden sein Unwesen trieb und ganze Landstriche umpflügte. Über die wahren Gründe der Plage gingen die Meinungen der Fachleute auseinander. Die Bauern standen vor einem Futterausfall und somit vor einer grossen finanziellen Belastung in dem damals vom Pauperismus geschüttelten Land. Es galt, gegen die Launen der Natur etwas zu unternehmen und gegen die Schmälerung des Einkommens anzukämpfen.

Noch bevor er zur Schule ging, lernte er von seinen älteren Brüdern die Kunst des Mäusefangens. Dies war einträglicher als das Maikäfersammeln, zu dem man, notabene ohne Lohn, in der damaligen Zeit verpflichtet wurde. Die Mäuseplage, die gerade nach der Wespenplage auftrat, war damals nur zu bekämpfen, indem die Bauernkinder den Haarbälgen zu Leibe rückten. Als Startkapital brauchte man nicht sehr viel zu investieren, um die Felder und Gebäude von den Nagern zu säubern. Einige Fallen aus starkem Draht, die man für wenig Geld auf dem Markt in Thun oder in der Eisenwarenhandlung Baumann kaufen konnte, genügten für den Anfang. Das Vermögen floss danach je nach Fleiss und Ausdauer. Die Gemeinde Oberhofen bezahlte damals für jeden abgelieferten Mausschwanz als Fangprämie ganze 20 Rappen. Für einen einfachen Bauernbuben gab dies einen enormen Ansporn zum Geld verdienen, denn mit verhältnismässig leichter Arbeit winkte ein schöner Verdienst, ja sogar ein Vermögen. Richtiggehend eine Leidenschaft entwickelte er. Auch später, als er zur Schule musste, besorgte er schon auf dem Schulweg seine Fallen. Sogar am Sonntag, wo man eigentlich, laut elterlichem Befehl, die Mäuse in Ruhe lassen sollte, konnte er nicht widerstehen, an den Fallen zu ziehen und seine Neugier zu stillen, wie ergiebig das Wochenende sei. War eine Maus gefangen, konnte man doch nicht anders, als sie aus der Falle zu nehmen, damit die Möglichkeit und die Zeit vorhanden war, bis am Montag bereits wieder ein neuer Geldgeber in der Falle zappelte und sich das Geld weiter vermehrte.

Während der Woche war man ausgerüstet mit einer leichten Schaufel und durchquerte das vom Vieh abgeweidete Feld oder streifte über das abgemähte Land, und nicht etwa durch das Gras, wo man viele aufgestossene Erdhügel gar nicht gesehen und gefunden hätte. An den Erdhügeln oder

an den Mauslöchern war zu erkennen, wer da hauste und wohnte. Die Schermaus stiess runde Haufen auf und deponierte die frisch ausgehobene Erde in der Mitte. Wühlmäuse nahmen es weniger genau. Die kleinere Spring- und Feldmaus verriet sich durch offene Löcher. Es kam aber auch vor, dass sich Wühlmäuse in den grosszügig angelegten Bauten des Maulwurfes einquartierten, was umgekehrt nie der Fall war. Frische Erdhügel verrieten die Aktivität der Tiefbauspezialisten mit den langen Sinneshaaren und den rotfarbigen, durchbluteten Ohren. Grössere Erdhügel zeigten den Verkehrsknotenpunkt und ein weitverzweigtes Gangsystem an. Auch gab es sogenannte Küchen, das waren Plätze im Gras, auf denen angenagte Blätter, Halme und Wurzeln darauf hindeuteten, dass da der Nager seine Mahlzeit eingenommen hatte.

Zwischen den Erdhaufen galt es nun, mit dem Schaufelstiel auf der Grasnarbe den Hohlraum des Ganges zu finden. Hatte man ihn entdeckt, wurde danach mit der Schaufel die Grasnarbe etwa 20 cm aufgeschnitten, und so war links und rechts der Gang frei. Jetzt durfte man nicht vergessen, für die Handarbeit des bodenständigen Gewerbes, die Hände mit Erde abzureiben. Den Gang musste man nun mit der Falle, die nicht neu sein durfte und daher zuvor einige Tage in der Erde vorpräpariert wurde und deshalb nach Rost und Natur roch, fein säuberlich putzen. Durch diese Tätigkeit des Gangputzens nahm die Falle weiterhin den Geruch der Erde an, so dass die Maus nichts von Menschlichkeit und vom Menschenfeind riechen konnte. Es war wichtig, die Falle so natürlich wie möglich in das Untergrundsystem zu integrieren, denn man musste die Schlaueit der Graupelze mit ins Kalkül ziehen und aufmerksam und sorgfältig beobachten und genau arbeiten, wenn man Erfolg haben wollte. Jetzt wurde das Ringlein oder Steinlein, durch Aufdrücken der Scherzange in die Schenkel der Falle geklemmt und diese vorsichtig in den Erdgang geschoben, aber so, dass sie etwa einen Zentimeter im Gang erhoben war und dem Baumeister, der meist mit der Nase am Boden durch die Gänge hastet, in der Finsternis ohne Umschweife, den Garaus machte. Die Falle wurde am hinteren Ende mit einem Baumzweig oder Strauchreisig in der Erde verankert, damit eine Katze oder die Maus selbst, die Falle nicht verschleppen konnte. Natürlich wurde auf beiden Seiten der Wohnganganlage des Nagers eine Falle gestellt, denn man wusste ja nicht, von welcher Seite sich der Säuger durch sein System buddelte. Hatte man das Glück, gleichzeitig einen dritten

Gang angestochen zu haben, kam auch in diesen Gang eine Falle, nachdem vorgängig mit einem Holzzweig sondiert wurde, ob es sich vielleicht nur um einen Blindgang handle. Abschliessend kam die herausgestochene Erdscholle wieder in das Loch. Jetzt begann das katzenartige, abwartende Geschäft. Den Rest besorgte die Maus selbst, oder eben auch nicht, denn es gab dumme Mäuse, die mit ihren schlechten Augen arglos in die Falle tappten, aber es gab auch raffinierte Biester mit enorm feinem Geruchssinn. Diese schoben solange Erde vor sich her, bis die Falle zuschnappte und sie sich davonmachen konnten und weiterhin die Freiheit genossen. Mit dem wenigen Material, das man benötigte, hatte man oftmals seine liebe Not und es gab auch Schwierigkeiten. So gehörte zur Eisenzange, aus der die Falle bestand, ein kleines Ringlein, das mit einer Kette an der Zange befestigt, aber schon nach kurzer Zeit vom Rost zerfressen war. Anstelle des Ringleins konnte man auch ein Steinchen benützen. Für diesen Fall mussten in einem Bachbett glatte, verwaschene, runde Steinchen gesucht werden, die am Rand fein sein mussten. Fand man durch Zufall unterwegs ein solches Steinchen, das sich eignete, landete es bei den übrigen Wert-sachen und Kostbarkeiten, die in einem Bubenhosensack zu finden sind. Unvergessen blieb für ihn immer der Augenblick, als sein Vater einmal vom Kanderdelta, das gegenüber des Sees liegt, eine ganze Handvoll solcher Maussteine nach Hause brachte, die auf das Feinste geschliffen waren. Dies war wohl eines der schönsten, kostbarsten und wertvollsten Geschenke für ihn!

Die Mausfangtätigkeit gab ihm die Möglichkeit, seine Mitmenschen etwas von einer anderen Seite her kennenzulernen. So etwa den Sekundarlehrer Otto Herrmann, ein grosser stattlicher Mann, der ihn vor dem Unterricht mit krummem Finger zu sich ans Pult winkte und ihm vertrauensselig ins Ohr flüsterte, dass er schmutzige Knie habe und diese waschen solle. Er schämte sich damals, und das Blut schoss ihm in den Kopf. Nicht genug der Schmach, bereits vor Mittag wurde er von einigen blöd kichernden Mädchen ausgehänselt: «Wir wissen, was der Lehrer dir gesagt hat: Du habest schmutzige Knie!» Kein Wunder, dass damals in dem Bubenempfinden die Achtung vor diesem Lehrer etwas wegschmolz. Vor einem Menschen, der einerseits vertrauensvoll und mit leisen Worten, wie ein Geheimnis, das sonst niemand vernehmen soll, auf ein Malheur aufmerksam macht, aber noch am selben Vormittag den andern Kindern verrät, was er

im Vertrauen zu dem Buben gesagt hat, kann man eigentlich keine Achtung haben. Als Kaninchenzüchter hätte dieser Lehrer wissen müssen, dass man im Umgang mit Tieren manchmal zwangsweise schmutzig wird. Aber er als Schulmeister hatte es vielleicht nicht nötig, im Stall und in der Schule die selben Kleider zu tragen. Deshalb war wohl an seiner Bekleidung mit den noblen Lederknöpfen auch nie ein Kaninchenhaar zu erkennen. Der «Kaninchen-Otto» galt als guter Schütze in der Schützengesellschaft des Dorfes, und mit seinem Benehmen hatte er tatsächlich ins Schwarze getroffen. Vielleicht war es ein Racheakt für einen Schreibaufsatz von ihm, wo er über diesen Lehrer, der einmal nach einem Schützenfest anderntags in der Schule an seinem Pult einschlief, notierte:

«Ein Lehrer ging ans Schützenfest,
Und kam darauf hin spät ins Nest.
Jetzt sitzt er faul auf seinem Stuhl,
Und träumet süß, mit offenem Muul».

Der grösste Nutzniesser an der ganzen Mauserei war eigentlich die Katze, zu der man ein inniges Verhältnis hatte und eine tiefe Freundschaft aufbauen konnte. Sie war nicht nur lieb und zärtlich, wenn sie eine schwanzlose Maus haben wollte, auch sonst strich sie ihren Freunden liebevoll schnurrend um die Beine oder setzte sich zutraulich auf den Schoß in der Hoffnung, dass sie am Hals gestreichelt würde. Auch darüber schrieb er in seinem Aufsatzheft:

«U ds Büssi höcklet uf der Schwelle,
Brüelet, dass i mi erbarm:
Du hesch gwüss i d'Stube welle,
Nu, so chumm, dert isch es warm».

Einmal gab es eine prekäre Situation und eine grosse Aufregung wegen der Schnurrekatze. Beim Verpacken der Mausschwänze schnappte sie in einem unbemerkten Augenblick das ganze Hab und Gut, und nach wenigen Sekunden waren alle Schwänze mit Stumpf und Stiel aufgefressen. Die Arbeit von vielen Stunden, Tagen und Wochen wurde quittiert mit einem zufriedenen, genüsslichen Schleck des Maules. Da musste schlagartig gehandelt werden, um wieder an das Vermögen zu kommen. Nach einigen

hastigen Schritten in die Küche hatte er bereits die Flasche mit dem Rizinusöl in der Hand. Wieder bei der Katze angekommen, landete diese bald eingeklemmt zwischen den Knien des jugendlichen Jägers und musste sich gefallen lassen, wie dieser ihr das Maul öffnete und eine Menge von diesem öligen, übelriechenden Wolfsmilchgewächssaft in sie hineingoss. In der Folge galt es danach abzuwarten, wo die Schwänze nun herauskamen, ob hinten oder vorne. Nach nicht langer Zeit zeigte das Extrakt der uralten Kulturpflanze des Wunderbaumes auch seine Wirkung, und das Tierchen mit den weichen Samtpfoten erbrach sich. Und, oh Wonne, da waren sie wieder, die Schwänze der Nager! Da lagen die Devisen des Vermögens eingölt wieder beieinander. Zugegeben, Verluste gab diese Applikation schon, aber nach dem Schrecken konnten diese Abschreibungen mit Genugtuung verkraftet werden.

Mausschwanz um Mausschwanz kam in die Blechdose, die im Schuppenanbau des Hauses, in einem alten Schrank, in dem sich allerlei Gerümpel anhäufte, unter einem gebrauchten Kartoffelsack versteckt war, wo sie, für Kenner, mit feinem Gestank archiviert, und ihr Inhalt des öftern gezählt wurde. Dieser Aufbewahrungsort eignete sich jahrelang bestens und war auch vor angreifenden nagefreudigen Ameisen sicher. Der Duft in der Büchse, welcher durch die Löcher, die man zur Entlüftung mit einem alten Nagel durchschlug, herausströmte, störte die Bubennase wenig, ja eigentlich überhaupt nicht, hatte man doch vom Hörensagen früh gelernt, dass Geld fürchterlich stinke, und sich auch die reichen Leute mit Riechwasser einreiben, und deshalb Gestank logischerweise zum Reichtum gehört, der, wie man gelernt hat, bis zum Himmel stinke.

Mit etwas Wissen, Können und chirurgischem Geschick liess sich das Vermögen deutlich vergrössern. Erwischte man eine Hausmaus, die naturgemäss einen längeren Schwanz hat als die Feldmaus, war es möglich, mit diesem etwa 12 cm langen Schwanz drei Mal 20 Rp. zu verdienen, indem man ihn in der Mitte entzweischneidet, am Ende vom dickeren Teil den Knochen herausoperierte, damit später dort die Haut mit den Haaren wieder konisch austrocknen konnte. Die andere Hälfte des Schwanzes musste man noch einmal halbieren und die Haut vom Mittelstück wieder auf einer Länge von etwa 3 cm vom Knochen entfernen, und in den entstandenen kleinen Hohlraum einen dünnen Grashalm implantieren, damit wieder ein

etwas festerer Körper in der Mitte vorhanden war. Der dritte und letzte Teil des Schwanzes konnte man belassen, weil er als natürliches Ende ja so gewachsen war. Mischte man diesen dreigeteilten Hausmausschwanz nach dem Austrocknen unter die Feldmausschwänze, bedurfte es eines überdurchschnittlich guten Kennerblickes, um den Unterschied und den Betrug zu sehen.

Das Jagdrevier und die variantenreiche Arbeitstechnik im breitgefächerten Arbeitsgebiet war ja nicht klein, und der Zufall spielte manchmal zusätzlich mit, wenn man etwa auf dem Schulweg eine tote Spitzmaus oder einen Maulwurf fand. Nicht zu vergessen waren auch die Wochen in den Sommerferien, in denen der Vater auf dem Kolbenbergli als Senn das Vieh besorgte. Das war immer ein gutes und ergiebiges Jagdgebiet. Nebst dem Fallenstellen auf der Alpweide konnte man noch auf pfiffigere Art zu Mausschwänzen kommen, indem man im Milchraum vor dem gelagerten Käse Wasserkessel aufstellte, diese halb mit Wasser füllte, und eine Holzschindel als Brücke über den Kesselrand, also über das Wasser legte, natürlich so, dass die Maus mitsamt der Schindel ins Wasser fiel, nachdem sie die Schindelhälfte überschritten und versucht hatte, das Stückchen Käse oder den Speck zu knabbern, der zuvor auf der Schindel lag. Am darauffolgenden Morgen musste man nur noch die Mäuse herausfischen und das Vermögen ausrechnen.

Diese Art von Fischerei war befriedigender als am See, wo man mit Bambusruten, welche zu Abenddämmerungsstunden auf dem Schneckenbühl aus dem gepflegten Gartenpark des Herrn Professor Ganz geklaut und mit dem Garn aus Mutters Nähkasten zu Fischruten verarbeitet wurden, versuchte, vom Ufer aus Bläulinge, Hasel und Egli zu fangen. Wenn man so oben am Waldrand aufgewachsen ist, erscheint das nasse Element etwas gar nass, und weshalb sollte man mit diesem ekelhaft kalten Wasser etwas zu tun haben oder gar darin baden, wie es die anderen Kinder taten? Zuhause konnte man sich ja auch im Holztrog waschen, und eigentlich war es ja sowieso absoluter Luxus, im See zu schwimmen und sauber zu sein. Überhaupt: Schwimmen musste man als Bauernbub auf der Allmit sowieso nicht können. War in der Schule Baden angesagt, konnte man ja einwenden, dass man zuhause beim Heuen mithelfen müsse, auch wenn kein einziger Halm am Boden lag.

Mäuse schlafen täglich nur kurze Zeit und sind ansonsten in dauernder Bewegung. Am meisten Mäuse gingen um die Mittagszeit in die Falle. Anscheinend gehört es zum Lebensrhythmus der Maus, einen Mittagsspaziergang durch die Unterwelt zu machen. Aus diesem Grunde war es ein Bestreben, die Fallen am Morgen zu stellen und am frühen Nachmittag, danach wiederum am Abend vor dem Einnachten. War es möglich, sich an diesen Tagesplan zu halten, waren die Chancen auf guten Ertrag weitaus am grössten.

Im Frühjahr nach dem ersten Grasschnitt gab es manchmal vereinzelte, neu aufgestossene Erdhaufen mit einem einzigen Gang, der sich steil nach unten zog. Das deutete auf den Anfang eines Mäusebaus hin, in dem noch nicht lange und verzweigte Gänge bestehen, sondern die Maus erst den Anfang macht, um sich zu installieren. Bei solchen Neubauten kam man mit geringem Aufwand und wenig Zeit zur Maus, respektive zum Schwanz. Zu Hause holte man eine oder zwei Giesskannen Wasser und goss es ins Loch und wartete. Meist dauerte es nicht lange bis der Pegelstand des Wassers anstieg. Bald danach erschien die nasse Maus, die, kaum aus dem Loch, so quasi zur Begrüssung eins auf den Kopf geschlagen bekam, wie dies auf der Welt in vielen Varianten für viele Lebewesen tagtäglich gang und gäbe ist.

Beim Kartoffelgraben im Herbst wollte es manchmal der Zufall, dass man ein ganzes Mäusenest aushob. Das waren Sternstunden in der Mausertätigkeit, die leider viel zu selten vorkamen. In dieser Jahreszeit war es üblich, in der Scheune den Weizen zu dreschen. Wenn man schon einen Dreschflegel in der Hand hatte, gehörte es dazu, den Mäusen, die den Weizen auch nicht gerade verachteten, nachzustellen. Das waren oft gute Erträge im doppelten Sinn, wenn nebst vollen Kartoffel- und Kornsäcken auch noch der Gang zur Blechschachtel genommen werden konnte.

Trotz dem Willen und der Gier, möglichst viele Schwänze zu sammeln, gab es einmal eine Überraschung, bei der man den Tieren die Schwänze liess: Hinter dem Hause standen lange Zeit Sandsteinplatten, und Vater beschloss eines Tages, diese Platten zu verlegen. Bei der Arbeit kam dort ein Mäusenest mit einer grossen Anzahl Jungen zum Vorschein. Das Bubenherz klopfte vor Freude beim Anblick so vieler Tiere. Noch bevor er aber

erbarmungslos zuschlagen konnte, piepste die Mutter der Tiere mit hohem Pfiff, ein Junges biss sich am Schwanz der Mutter fest und eines nach dem anderen der noch halbblinden Tiere packte mit seinem Maul den Schwanz des Vorgängers, und wie eine Lokomotive mit all den Jungtieren im Anhang verschwand die Kolonne der Mausfamilie. Dies war ein vorher nie gesehenes Bild, das durch den Familiensinn und das Sozialleben der Tiere zutiefst beeindruckte, und von dem anderntags in der Schule mit Ehrfurcht erzählt wurde. Die Lehrerin glaubte ihm aber nicht, machte sich lustig über ihn und seine, wie sie sagte, blühende Fantasie. Wieso sollte man sich als Spezialist in Mausfragen mit einer, bis an den Hals hinauf durch eine Rüschenbluse zugeknöpften Lehrerin, die sicherlich Angst vor Mäusen hatte und beim Anblick dieser Geschöpfe hysterisch, laut schreiend, auf einen Stuhl springen und den Faltenrock zusammenhalten würde, über etwas unterhalten, von dem sie doch einfach schlichtweg nichts verstehen konnte. Überhaupt hatte man ihm einmal gesagt, dass ein richtiger, ausgewachsener und angestellter Mauser mehr verdiene und zu mehr Ansehen komme, als eine Lehrerin.

Die Mäuse können nichts dafür, dass sie auf der Welt sind. Darum galt als Aufgabe und oberstes Gebot, die Arbeit so zu verrichten, dass der Tod schnell und schmerzlos kam. Von den Eltern hatte man von klein auf gelernt, vor den Tieren, und zwar vor allen, Ehrfurcht zu haben. Ein Tier durfte niemals gequält werden. Das Leben und das Sterben eines jeden Tieres musste human sein. Als Bauernfamilie war man daran gewöhnt, dass gewisse Haustiere angeschafft, aufgezogen, gehalten und getötet wurden um der Nahrung willen. Auch diesen Tieren begegnete man mit Achtung. Es bestand der elterliche Befehl und die Pflicht, mit Tieren anständig, gerecht und liebevoll umzugehen. Bei den Mäusen und den Krähen handelte es sich um Räuber, die sich zur Plage ausbreiteten und vermehrten. Aber auch sie durften unter keinen Umständen gequält werden. Man gab sich diesbezüglich Mühe, und es tat einem in der Seele weh, wenn eine Maus nur mit einem Bein oder einem Stück vom Halse in der Falle eingeklemmt war und vor Schmerzen und Angst zappelte und jämmerlich pfiff. Schon beim Herausziehen der Falle merkte man am Widerstand, ob die Maus tot war oder noch lebte. Lebte sie noch, schaute man nicht lange zu, sondern machte dem traurigen Bild so schnell wie möglich ein Ende. Es gehörte zum Lauf der Welt und zu einem einfachen Bauernjungen, Tiere

wie Kaninchen, Hühner, Enten, Truthühner und Fische zu töten, zu schlachten und zu essen.

Waren 101 Mausschwänze beisammen, kam der Tag des Triumphes. Sie konnten ins Dorf hinunter gebracht werden, zum kleinen Häuschen an der Kupfergasse, zu Herrn Gottfried Ritschard, der den Übernamen «Stübli» trug. Den Gang zu diesem grossgewachsenen, freundlichen Mann, dem ersten Rebmeister vom Dorf, machte man gerne und nicht mit wenig Stolz und legte dort dem Mann, der in der Dorfmusik den B-Bass blies, die Schwänze, ehrfürchtig und laut zählend, auf den Jauchekasten. Daraufhin hob er einen Deckel der Grube auf und komplimentierte die Fracht hinein, wo sie oben auf der Kruste liegenblieb und bereit war, von charakterlosen Lumpenbuben des Nachts mit einer Taschenlampe, für den Weiterverkauf herausgefischt zu werden. Danach holte er seinen schweinsledernen Taschenbeutel hervor und legte in die flache Bubenhand 20 Franken und 20 Rappen, mit denen man sich auf den Heimweg machte. Der gute Mann wusste genau, dass es für den Bubenehrgeiz von Wichtigkeit war, dass die 20 Franken in einem ganzen Schein ausbezahlt wurden und nicht etwa in Münzstücken. Die 20 Rappen waren bereits einkalkuliertes Vergnügen, das man vorgängig zielbewusst eingeplant hatte. Denn für diese 20 Rappen leistete man sich auf dem Nachhauseweg den Luxus, in der Bäckerei Äschlimann eine Tafel süsse Villarsschokolade zu erstehen, die schon durch die Verpackung, auf welcher kleine Kühe abgebildet waren, etwas Sonderbares und Begehrtes darstellte und nur bei Besonderheiten erstanden werden durfte.

Geld verdienen konnte man als Bub nicht nur beim Mausfang. Auch für Krähenfüsse gab es Zaster und zwar gar nicht wenig, erhielt man doch pro Krallenbein einen Franken. Das bedeutete für eine Krähe die hochansehnliche Summe von Fr. 2.—. Kein Wunder waren die Buben wild darauf zu wissen, wo die schwarzen Vögel ihre Nester gebaut hatten. Die Randtannen an den Waldsäumen wurden besonders gut beobachtet, da man bald einmal herausgefunden hatte, dass die Tannen am Anfang des Waldes von den Schreihälsen gerne für den Nestbau ausgewählt wurden, um möglichst nahe bei den Äckern zu sein. Mancher Bub schlich am Sonntag dem Waldrand entlang und versuchte herauszubringen, wo die schwarzen Flieger ihre Kinderstuben versteckt hielten. Wer so einen Nistplatz kannte, der

hatte schon halbwegs einen Geldbetrag im Sack. Als nächstes galt es dann, das Alter der Jungtiere herauszubringen und festzustellen, ob der Baum erkletterbar sei. Es galt zu überlegen, wie alt die Geldeinbringer auf dem Baum etwa sein könnten, das heisst, ob sie schon Laute von sich gaben und ob man es wagen sollte, schon einen Blick ins Nest zu tun. Es war wichtig, dem Ausflugstermin zuvorzukommen und gleichwohl so lange abzuwarten, bis die Beine eine Grösse hatten und als Krähenfüsse erkennbar waren. Nahte der Tag der Attacke, nahm man schwindelerregende Klettereien in Kauf. Manchmal war es nötig einen dicken Draht, der zur Schleife geflochten und geknotet war, als Steigbügel an den astlosen Stellen einzusetzen. Solche halbsbrecherischen Akrobatentstücke durften die Eltern natürlich nie und nimmer erfahren, und es war auch sehr ratsam, dass die Kräheneltern nichts davon wussten, weil sie sonst im Angriffsflug auf den Nesträuber zujagten und diesen zu verletzen versuchten. Das Angstgeschrei der Alten tönte mörderisch und verzweifelt und lockte weitere Tiere an, die sich schreiend für die Jungtiere einsetzten. Es war nötig, das Nest in schwindelerregender Höhe in aller Eile auszuräumen und die Jungen hinunterzuschmeissen, um sich möglichst schnell wieder auf den schützenden Boden hinabgleiten zu lassen und sich in Sicherheit zu bringen. Oft kam es vor, dass an die zwanzig Krähen die schändliche Tat mit lauten Schreien und Angriffen zu vereiteln versuchten. Wegen dieser Nesträubereien waren die Krähen so sensibilisiert, dass sie oft Menschen unter lautem Geschrei über weite Strecken durch den Wald verfolgten.

Dieses schwer verdiente Geld wurde nicht gehortet oder gar auf unnütze Art gedankenlos ausgegeben. Allzu gut blieb im Gedächtnis haften, auf welch schwierige und mühselige Weise dieses Vermögen zusammengetragen worden war. Die schmutzigen Hände und zerschundenen Knie, die aufgerissenen Strümpfe, Mützen und Pullover, die zerlumpten Wadenbinden und die durchgeriebenen Hosen blieben nachhaltige Zeugnisse. Geldstück um Geldstück galt als eine Quittung für die wichtige und ehrliche Handarbeit. Oh, welch ein Stolz schwelgte in der Bubenbrust, wenn man mit dem selbst verdienten Geld nach reiflicher Überlegung eine Hose oder gar ein Paar Schuhe kaufen konnte. Es waren Momente des Glücks, der Erhabenheit, man fühlte sich erwachsen und gleichberechtigt. Das war der sichtlich verdiente Lohn für die harte Arbeit. Dazu kam noch die Befriedigung zu sehen, wie Mutter und Vater stolz waren, wie es ihnen gut tat, dass

der Kleine sich tapfer bemühte, schon in jungen Jahren sein Leben selbst zu gestalten und wortwörtlich in die Hand zu nehmen. Im schlichten und bescheidenen Familienleben, in dem man am Rande der Armut stand, waren dies Momente von beflügelndem Selbstbewusstsein. Man genoss für sich selbst Ansehen, dass man fähig war mitzuhelfen, das magere Budget der Eltern aufzustocken. Vater verdiente damals nebst seiner Bauern Tätigkeit als Handlanger mit seinen Fr. 1.50 in der Stunde nicht gerade rosig. Wenn Vater oder Mutter dem Buben mit ihren von der Arbeit rauhen Händen gar noch wortlos über die Haare strichen — was bedurfte es da noch mehr, als sich vorzukommen, der glücklichste Mensch der Welt zu sein. Es gab nur eines: mit Elan die nächsten Fallen zu richten.

Ein anderer Wunsch, den man sich mit dem redlich verdienten Geld erfüllen konnte war, hie und da zur Blutauffrischung einen Kaninchenbock anzuschaffen oder eine Brieftaube, die dann mit den andern auf dem Hausdach gemütlich gurrte. Zusammen mit der Schneckenzucht, unter dem alten Aschensieb beim Holunderbaum, hatte man so die Möglichkeit, die Menagerie in Haus und Hof dauernd zu vergrössern.

An Gesprächsstoff zwischen dem heranwachsenden Mauserbuben und seinem Vater mangelte es nie, und beim abendlichen Zusammensitzen kam, nebst den täglichen Begebenheiten, auch das Thema Berufswahl zur Diskussion. Das folgende Schlüsselerlebnis sollte im Leben vom Buben mit den Mausschwänzen zum prägenden Ereignis werden: Vater war befreundet mit Karl Willener, dem Amtsschaffner in Thun. Damals, als die mathematischen Fächer an der Prüfung fürs Seminar nicht reichten, und er gezwungen war, den Traum vom Lehrerberuf zu vergessen, arrangierte Vater einen Termin bei der Amtsschaffnerei, und er musste zu einem Vorstellungsgespräch nach Thun. Auf die Reise gab ihm Vater Geld und eine Rechnung mit, um diese, es waren die Staatssteuern, auf der Staatskasse zu begleichen, was er auch prompt erledigte. Während seines Besuches zeigte ihm das sympathische, kleine und pfiffige Männlein gleich die Räumlichkeiten des Thunerhofes, in den die Amtsschaffnerei kurz vorher eingezogen war. Es wäre schon wunderbar, bei diesem intelligenten Mann die Lehre als Verwaltungsangestellter machen zu dürfen, da würde man viel lernen können und für den Rest des Lebens etwas Rechtes sein, dachte der Jüngling. Herr Willener hatte sich wirklich Zeit genommen, alles zu erklären

und ihm dabei einige Male wohlwollend zugelächelt, das schien doch wirklich vielversprechend! Mit etwas Glück, da war sich der junge Mann schon halb sicher, würde er bald im Thunerhof als Lehrling an einem vornehmen Tisch sitzen und Bücher studieren.

Nach dem Aufwiedersehensagen schaute der wackere Jüngling frohgemut in die Zukunft und auf die kommende Woche, in der sich entscheiden sollte, ob er die Lehrstelle bekommen würde. Lachenden Herzens kehrte er ins Allmithaus über dem herrlich blauen See, auf dem die Sonnenstrahlen wie zur Krönung des Tages auf den Wellen tanzten, zurück. Voller Freude berichtete er dem Vater von der hoffnungsvollen Begegnung, und als er ihm die Steuerquittung abgeben wollte, war kein Geldbeutel mehr in der Hosentasche. Ein eiskalter Schauer überlief seinen Rücken, als er feststellen musste, dass er sein Portemonnaie am Schalter der Staatskasse vergessen hatte.

Welchen Eindruck musste Vater, und erst Herr Willener, von so einem Lölububen haben, der seinen Geldbeutel und die Quittung der Staatssteuer einfach vergisst und verliert! Es flimmerte ihm vor den Augen, als ihm in den Sinn kam, dass im Aussenfach seines Geldbeutels auch noch eine beträchtliche Anzahl Mäuseschwänze waren. Wie sollte man da nächste Woche Herrn Willener im altehrwürdigen Thunerhof in die Augen schauen. Ein Bube, der Mausschwänze in seinem Geldbeutel herumträgt, bemüht sich um eine Lehrstelle als Beamter. Peinlich!

Es verging eine böse Woche mit unguten Gefühlen, und die Stunde nahte, wo er mit zitternden Knien, trockenem Mund und Ohrensausen wieder in der Stadt an der Aare an die Türe von Herrn Willener klopfte und nach dem «Herein» vor diesem sympathischen Mann mit den schneeweissen Haaren und den blauen Augen stand, der ihn freundlich anlächelte und ihm erklärte, dass er die Lehrstelle bekommen würde. Danach reichte er ihm seinen braunen Geldbeutel und sagte: «Hier, den hast du das letzte Mal am Schalter vergessen. Ich habe ihn geöffnet und hineingeschaut. Es hat mich gefreut, was ich da gesehen habe. Weissst du, als Kind war ich Verdingbub in Tschingel und musste dort auch Mäuse fangen».

Die Wurzeln der Kindheit vergisst und verliert man wohl nie, mag man auch im restlichen Leben weite Kreise schlagen. Es ist doch so ähnlich wie mit einem Stein, den man ins ruhende Wasser wirft. Am deutlichsten ist auf dem Wasser die Stelle in der Mitte zu sehen. Alle weiteren Kreise werden immer feiner, je weiter sie sich von der Mitte entfernen, bis sie sich ganz beruhigen.

Die Katze in der Länggasse dreht den Kopf, nach wenigen Schritten springt sie mit ihrer Maus in der Schnauze auf die andere Strassenseite, macht einen eleganten Sprung die kleine Mauer hoch und verschwindet im Gebüsch und in der Nacht. Der Mann dreht langsam mit Daumen und Zeigefinger an den Haaren seines weissen Schnauzes, bleibt noch einige Momente stehen, gibt sich innerlich einen Ruck und geht die Gasse vollends hinunter, neben dem schmucken Klösterli vorbei, übers Laeli, kreuzt die Richtstattstrasse, die mit ihrem Namen immer noch daran erinnert, dass die Richtstätte und der Galgen einmal auch zum Dorf und zum Leben gehörten. Danach führt sein Weg dem Riderbach, der oftmals als schmutzige Nagelfluh-Schottersuppe daherfließt und darunter leidet, dass man ihm das Wasser für die Wasserversorgung entzogen und weggestohlen hat, und er als klägliches Restwasser in den Thunersee fließen muss, entlang ins Dorf. Am Ziel angelangt, öffnet er mit der Türklinke bedächtig die Türe des Raumes im Primarschulhaus am See, wo er von seinen Jodlerkameraden, die zur regelmässig stattfindenden Gesangsprobe gekommen sind, herzlich begrüsst wird. Nach einigen Worten über die Wetterlage, die Unpässlichkeiten und den Grüßen von lieben Mitmenschen, die man sich gegenseitig auszurichten hat, sagt der Mann, der inzwischen den Lodenmantel ausgezogen, an der Garderobe aufgehängt und der Brusttasche das Büchlein entnommen hat: «Wir wollen zum Einsingen der heutigen Probe wieder einmal mein noch nicht veröffentlichtes, zwar altes, aber doch irgendwie neues Lied singen, das vielleicht nie in einem Liederbüchlein von mir erscheinen wird». Die Augen von Adolf Stähli leuchten und strahlen spitzbübisch, als sein Bruder Rudolf mit silberheller Stimme den Ton angibt und er gemeinsam mit dem Chor in lyrischer Empfindung und wie aus einem Gusse singt:

Mauser-Ballade

«Ich bin der Mauser vom Aebnitbode,
Hab' von Natur geng dräckig Chnode.
Wisst ihr, warum der Mauser singt?
Weil jeder Schwanz Devisen bringt!

Wenn auf der Welt kein Mauser wär,
Dann gäb' es vielmehr Müüs u Schär.
Hab auf der Maushochschul studiert,
Und bis zum Doktor promoviert.

Die Maus, die sitzt im tiefen Loch,
Ich, Mauser, aber fang sie doch!
Als Mauser bin ich stets zu Fuss,
Weil ich die Schläufe suchen muss.

Die Falle ist ein Instrument,
Das meistens keinen Pardon kennt.
Erwischt es sie an einem Scheich,
Dann wird mein Herz ganz plütterweich.

Am Sonntag sind die Fallen zu,
Ich gön'n' den Tierlein ihre Ruh'.
Dann zieh ich an mein best' Gilet,
Und brate mir ein Mausfilet!

Ich hatte einmal eine Frau,
Die sagte mir bald einmal «tschau».
Das Leben, so als Mauserfrau,
Sei ihr zu ärmlich und zu rauh.

Und lieg ich auf dem Sterbebett,
Dann singt für mich ein Mausduett.
Das klingt in meinem Mauseohr,
Noch schöner als ein Engelschor.

Durch einen engen, dunklen Schlauf,
Steig ich zum ew'gen Licht hinauf.
Der Petrus ruft mir freundlich zu:
Hier, Mauser, hast du deine Ruh' »!

Adolf Stähli

kam am 2. Juni 1925 in seinem Heimatdorf Oberhofen als Bauern- und Alpthirtensohn zur Welt. Zusammen mit einer Schwester und drei Brüdern wuchs er, oberhalb des schmucken Dorfes im Allmithaus, hoch über dem Thunersee, auf. Er war von Kindheit an auf das engste mit dem Brauchtum verwachsen und durch die glückliche und tiefempfundene Jugendzeit auch von der Natur begeistert. Schon als Bub hatte er eine grosse Beziehung zu allem Lebendigen und verfasste zur Freude seines Deutschlehrers und seines Vaters, der ebenfalls eine dichterische Ader besass, seine ersten Gedichte. Die Verbundenheit und die Liebe zur Natur, mit ihren Bergen, Tieren und Blumen, gab ihm von jeher Kraft und unterstützte seine grosse musische Begabung.

Oftmals wurde er wegen seiner kraftvollen Bubenstimme an den «Abesitze» der Sennen zum Jutzen aufgefordert. Die ersten musikalischen Erfahrungen machte er auf einer Trompete der Musikgesellschaft. In seinem letzten Schuljahr entstand die Textaufzeichnung vom «Justistal-Lied» und sein Vorbild Jakob Ummel ermunterte ihn, seinen Gedichten auch Noten zu geben. Bei den Komponisten Hans Schweingruber und Ernst Ruprecht holte er sich die nötigen Kenntnisse in der Harmonielehre. Inzwischen sind durch seine Feder etwa an die achtzig Jodellieder für Einzel-, Duett- und Chorgesang entstanden. Ein wichtiges Anliegen von ihm ist die Pflege des Naturjodels.

Nach der Lehre als Verwaltungsangestellter arbeitete er zuerst in Delsberg und im Kantonalen Verrechnungssteueramt, bis er die Tätigkeit als Zivilstandsbeamter in Hilterfingen — umfassend die Gemeinden Hilterfingen, Oberhofen, Heiligenschwendi und Teuffenthal — antrat, die er über 36 Jahre lang, bis zu seiner Pensionierung umsichtig, gewissenhaft und mit engagierter Gründlichkeit ausführte. Im Gemeindeverband Hilterfingen übernahm er gleichzeitig die Arbeiten als Sekretär des Verbandes, der Delegiertenversammlung, der Sekundarschulkommission, der Friedhofskommission und als Bestattungsbeamter. Im Gemeindeverband Oberhofen war er Fürsorgesekretär, Amtsvormund und Vermittler der Hauspflege, zudem führte er zwei Jahrzehnte das Sekretariat der Kirchgemeinde.

Mit dem Jodlerklub Oberhofen, dem er 1953 als Sänger beitrug, und dessen musikalische Leitung er drei Jahre später übernahm, hatte er ein gutes Instrument. Dank seinem natürlichen Formgefühl und seiner eigenständigen, dichterischen Gabe, zählt er seit längerer Zeit zu den beliebtesten Jodelkomponisten der Schweiz, der aus dem Repertoire der Jodlerinnen und Jodler nicht mehr wegzudenken ist. Charakteristisch für seine Lieder ist die Kargheit, mit wenigen Worten und Tönen Klarheit, Harmonie und Übereinstimmung in Wort und Melodie zu finden, die viel aussagt und durch die Echtheit das Volksempfinden anspricht.

In den Jodlerverbänden, wo er als Kampfrichter, Kursleiter, Kurschef, Kantonalvorstandspräsident und im Zentralvorstand tätig war und nun Ehrenmitglied ist, hat der Poet, Textdichter, Komponist und Dirigent grosse Arbeit geleistet. 1988 wurde ihm ein Musikpreis des Kantons Bern und im Januar 1995 der Ehrenpreis WALO überreicht.

Möge er uns noch lange auf unseren Wegen begleiten.











